

Georg-August-Universität Göttingen
Seminar für Deutsche Philologie
Prof. Dr. Hartmut Bleumer

Kleine Orientierungshilfe für das wissenschaftliche Arbeiten

aktualisierte Fassung, Göttingen 2022

Inhalt

I.	Grundsätzliches und Ursächliches	1
II.	Die wissenschaftliche Arbeit	2
1.	Das Thesenpapier.....	2
2.	Das Protokoll.....	4
3.	Die Hausarbeit.....	7
3.1	Aufbau und Aufgabe	7
3.2	Anspruch einer Hausarbeit	10
3.3	Zitate und Fußnoten.....	10
3.3.1	Zitate – was gesagt wurde	10
3.3.2	Fußnoten	11
3.4	Literaturverzeichnis – Wer, Wo und Wann.....	13
3.4.1	Selbstständige Publikationen	14
3.4.2	Unselbstständige Publikationen	16
3.4.3	Digitale Literaturbearbeitung.....	18
3.5	Abschließende Hinweise zum Umfang und Abgabefristen	21

I. Grundsätzliches und Ursächliches

Die strenge Formgebundenheit von Protokollen, Referatspapieren und Hausarbeiten erscheint zu Beginn des Studiums oft als lästig, wenn nicht sogar als überflüssig. Worin liegen eigentlich Sinn und Funktion von Fußnoten- und Zitiersystemen? – Das ist eine Frage, die sich vielen entnervten Studierenden aufdrängt, wenn sie viel zu spät versuchen, nachträglich Ordnung in ihre erste Hausarbeit zu bringen. Manche Studierende akzeptieren dagegen die Formgebundenheit wissenschaftlicher Arbeiten sehr schnell und kommen zu einem Fehlschluss: Nur wer viele und lange Fußnoten schreibt, erweist sich auf den ersten Blick als gute Wissenschaftlerin oder guter Wissenschaftler. Diese Annahme führt zu Hausarbeiten mit möglichst umständlichen, sich wiederholenden Angaben im Fußnotenapparat, in dem offenbar festen Glauben, dass die Lehrenden, welche in der Regel die einzigen intendierten Lektüreinstanzen sind, sich von der bloßen Menge der Angaben über einen eher geringen Informationswert hinwegtäuschen lassen. Gewiss, die Grundannahme ist nicht falsch, die zu solch unnötigen Aufschwellungen führt: An der Form erkennt man die Wissenschaftlichkeit, die wissenschaftliche Form ist ein frühes symbolisches Regulativ bei der Lektüre. Aber diese Form hat auch eine direkte Kontrollfunktion. Und wer diese einsieht, ist bereits auf dem besten Wege, sein Ordnungsproblem zu lösen.

Wozu wissenschaftliches Arbeiten?

›Wissenschaft‹, das Wort bedeutet eigentlich: die Summe all dessen, was eingesehen worden ist (›Wissen‹ hängt etymologisch zusammen mit dem Partizip Perfekt von lat. *videre* [sehen] – *visum*, das Suffix ›-schaft‹ bezeichnet im Neuhochdeutschen eine Gesamtheit). Ein Wissenschaftler wäre also dem Wort nach jemand, der über diese Wissensmenge komplett verfügt und sie zusätzlich mit neuem Wissen anreichert. Nun müsste man völlig naiv sein, an einen solchen modellhaften Wissenschaftler zu glauben. Die Gesamtheit des Wissens, und sei es das einer Teildisziplin, ist in Wahrheit für den Einzelnen längst unüberschaubar. Dass es dennoch möglich bleibt, eine Übersicht über die Wissensstände zu gewinnen, die Unterschiede zwischen älteren und neu hinzugekommenen Positionen zu erfassen, zwischen dem allgemeinen Kenntnisstand und dem individuellen geistigen Eigentum der

einzelnen Wissenschaftler*innen zu unterscheiden, das stellen die wissenschaftlichen Verweissysteme sicher. Die wissenschaftliche Form dient der Referentialisierbarkeit des Wissens. Oder anders gesagt: Die Formen wissenschaftlichen Arbeitens müssen es möglich machen, auf zwei Fragen zu antworten: Woher haben die jeweiligen Verfasser*innen eines Textes ihr Wissen? Und was kommt jeweils durch wen neu hinzu?

Will man nun eine eigene Position vertreten und behaupten, so wird man sich darum bemühen müssen, dass andere sich wiederum auf sie beziehen können. D. h. man wird für andere wie für sich selbst angeben, welche Person schreibt, was diese im Wesentlichen zu sagen hat und wo und wann sie es gesagt hat. Dem Grundsatz nach ist das bereits alles, was man für die Abfassung wissenschaftlicher Äußerungen zu berücksichtigen hat. Im Detail wird die Sache natürlich komplizierter. Aber das Prinzip ist immer das gleiche.

II. Die wissenschaftliche Arbeit

1. Das Thesenpapier

Thesepapiere stehen immer im Zusammenhang mit einem Referat. Sie sind gliedernde und informierende Verständnishilfen für einen mündlichen Vortrag und eine anschließende Diskussion bzw. Arbeitsphase. Daher hat man für ein solches Papier relativ freie Gestaltungsmöglichkeiten, das Prinzip der Referentialisierbarkeit gilt aber auch hier. Konkret heißt das: Jedes Thesepapier muss anfangs angeben, in welche Veranstaltung es gehört. Dann sind die Namen der Verfasser*innen, das Thema des Referats und der Termin der Sitzung zu nennen. Am Ende des Thesepapiers listet man die verwendete Literatur – unterteilt in Primärliteratur und Forschungsliteratur – auf. Dem eigentlichen Textteil, in dem die Thesen formuliert oder zentrale Informationen oder Materialien präsentiert werden, kann man eine Gliederung vorangehen lassen. Das ermöglicht es den Zuhörenden, sich jederzeit im Aufbau des Referats zurechtzufinden.

Ein Muster für ein Thesepapier könnte demnach, radikal verkürzt, so aussehen:

Georg-August-Universität Göttingen
Seminar für deutsche Philologie
WS 2022/2023
Aufbauseminar: Der ›Lanzelet‹ Ulrichs von Zatzikhoven
Modul: B.Ger.02-2
Prof. Dr. Frank Reich
Referentinnen: Annika Ade, Irina Iblis
Datum: 11.11.2022

Ritter oder Recke?

Sprache und Ethos im ›Lanzelet‹ Ulrichs von Zatzikhoven

I. Fragestellung: Gibt die Sprache bzw. eine bestimmte Terminologie im ›Lanzelet‹ einen Hinweis auf dessen literarischen Wert bzw. seine Zuordnungsmöglichkeit in die Gattung des klassischen Artusromans?

II. Begriffsdefinitionen:

- (A) *ritter*: ursprüngl. ›Kämpfer zu Pferd, mit Etablierung des Ritterstandes werden dem Begriff bestimmte Tugenden und Eigenschaften zugeschrieben →Inbegriff adeligen Lebens
(B) *recke*: alter Heldenterminus mit Bedeutung ›Kämpfer, Held, Krieger, verwendet ohne ständische Beschränkung

III. Forschungsmeinungen:

1. Aufgrund der häufigen Verwendung alter Heldentermini erscheint der ›Lanzelet‹ als volksepisch, frühhöfisch und primitiv [→ vor allem frühe Forschung, z.B. Schütze (1884), Schilling (1886)]
2. Archaische Heldenterminologie erscheint auch noch in späteren Artusromanen. Verwendung als Begriffsvariation [→ u. a. McLelland (2000)].

IV. Fazit:

Allein aufgrund der verwendeten Terminologie lässt sich nicht eindeutig über eine Zuordnung des ›Lanzelet‹ zu den klassischen Artusromanen entscheiden. Betrachtet werden muss zudem auch, dass der Roman mit einigen Literaturgattungen zu spielen scheint bzw. diese zitiert, z.B. die Heldenepik, in welcher dann auch ein Begriff wie *recke* seinen Platz findet.

V. Literatur:

1) Primärliteratur:

Ulrich von Zatzikhoven: Lanzelet. Hrsg. von K. A. Hahn. Mit einem Nachwort und einer Bibliographie von Frederick Norman. Berlin 1965 (Photomechanischer Nachdruck der Ausgabe Frankfurt a. M. 1845).
Ulrich von Zatzikhoven: Lanzelet. Text – Übersetzung – Kommentar. Studienausgabe. Hrsg. von Florian Kragl. 2., revidierte Aufl. Berlin, Boston 2006.

2) Forschungsliteratur:

Bunke, Joachim: Studien zum Ritterbegriff im 12. und 13. Jahrhundert. Heidelberg 1964.
Cordes, Teresa: Die Redeszenen in Chrétien's ›Chevalier de la Charrete‹, in Ulrichs ›Lanzelet‹ und im ›Prosalancelot: Eine narratologische und sprachpragmatische Untersuchung, Berlin, Boston 2016, <https://doi.org/10.1515/9783110492019>
Dimpel, Friedrich Michael: Freiräume des Anderserzählens im ›Lanzelet‹. Heidelberg 2013 (Euphorion Beihefte 73).
McLelland, Nicola: Ulrich von Zatzikhoven's ›Lanzelet‹. Narrative style and entertainment. Cambridge 2000.
Murray, Merit: *miles – ritter – chevalier*. Zum Verständnis und Selbstverständnis des Rittertums in Mittel und Westeuropa um 1200. Diss. Berlin 1999.
Perennec, René: Ulrich von Zatzikhoven: Lanzelet. In: Mittelhochdeutsche Romane und Heldenepen. Hrsg. von Hort Brunner. Stuttgart 1993, S. 129–145.

2. Das Protokoll

Protokolle sind eine Textsorte, deren Existenz nicht ausschließlich auf den Wissenschaftsbetrieb beschränkt ist. Protokolle spielen überall dort eine wichtige Rolle, wo Ergebnisse von Besprechungen für die Teilnehmenden selbst oder auch über diesen Kreis hinaus fixiert werden müssen, damit sie auch nach der Sitzung noch abrufbar sind. Das aber kann in fast allen Bereichen des Lebens der Fall sein: von der Sitzung des Fakultätsrats, über die Abteilungsbesprechung einer Firma bis zur Jahresversammlung des Sportvereins. Gute, präzise Protokolle schreiben zu können, ist daher eine Fähigkeit, die im Berufs- und Privatleben von großem Nutzen ist.

Im Lehrbetrieb der Universität sind Protokolle an eine einzelne Sitzung im Rahmen eines Seminars gebunden. Diesen Bezug sollten sie auch in formaler Hinsicht immer enthalten. Der »Kopf« des Protokolls sieht daher dem des Thesenpapiers sehr ähnlich:

Georg-August-Universität Göttingen
Seminar für deutsche Philologie
WS 2022/2023
Aufbauseminar: Hartmann von Aue, *Erec*
Prof. Dr. Frank Reich
Protokollantin: Annika Ade

Den Bezug zur protokollierten Sitzung stellt man am besten in den Titel:

Protokoll zur Sitzung am 11.11.2022 (Thema: *Erecs verligen* und was daraus folgt)

Die Funktion des Sitzungsprotokolls besteht in der Sicherung der Ergebnisse zur Unterstützung des Erinnerungsvermögens der Teilnehmer und zur Information für krankheitsbedingt verhinderte Teilnehmer.

Es gibt zwei grundsätzliche Möglichkeiten, ein Protokoll anzufertigen: das **Verlaufsprotokoll** und das **Ergebnisprotokoll**. Das Verlaufsprotokoll zeichnet den Ablauf einer Sitzung in allen Details nach. Es bemüht sich insbesondere darum, Diskussionen in ihrer Entwicklung durchsichtig zu machen. Dazu werden alle Beiträge mit Namen wiedergegeben:

Herr Meier betonte, er werde sich unter keinen Umständen zu einer Kandidatur bereitfinden. Er schlage stattdessen Frau Schmidt vor. Frau Schmidt machte

deutlich, dass sie keine zeitlichen Kapazitäten habe, das Amt vernünftig zu führen. Sie könne sich aber vorstellen, den Stellvertreterposten zu übernehmen, wenn man ihr eine entsprechende Ausrüstung zur Verfügung stelle. Dazu gehöre ein Sekretariat und ein Dienstwagen. Herr Vogel wandte ein, ...

Im Prinzip ist ein Verlaufsprotokoll eine schriftliche Tonbandaufzeichnung der Sitzung.

Ein solches Protokoll ist für den Seminarbetrieb definitiv ungeeignet.

Wie oben bereits definiert, geht es um Ergebnissicherung und nicht um die präzise Erfassung von Detailverästelungen einer Diskussion. Für die Ergebnissicherung ist es daher auch irrelevant, wer welche Meinung geäußert hat. Das Ergebnisprotokoll sollte die wichtigsten Bestandteile einer Sitzung nennen, sich aber ansonsten auf die kurze und bündige Präsentation von Resultaten beschränken.

Das ist für den oben genannten Fall der Postenbesetzung einfach, es könnte so aussehen:

Für den Posten des 1. Vorsitzenden wurde Frau Sauer nominiert und einstimmig gewählt. Als Stellvertreterin wurde Frau Schmidt mit einer Enthaltung gewählt. Sie erhält zur Unterstützung ihrer Tätigkeit einen Dienstwagen. Der neue Vorstand nimmt seine Tätigkeit zum 01.10.22 auf.

Nun verläuft eine Semindiskussion oft nicht gemäß einer Tagesordnung, und auch Ergebnisse im Sinne einer Position, auf die sich alle einigen können und wollen, sind in geisteswissenschaftlichen Seminaren nicht der Regelfall. Was macht man also, wenn es eine rege Diskussion zu allen möglichen Fragen ohne klare Antworten gab?

Hier setzt die Arbeit der Protokollierenden ein: Sie müssen zunächst versuchen, die Diskussion nach einzelnen Bereichen, Fragen, Problemstellungen zu ordnen. Diese Ordnung ist eine künstliche, sie wird im Einzelfall nicht dem Verlauf der Diskussion entsprechen. Aber darauf kommt es nicht an. Im nächsten Schritt sind die Positionen zu sichten, die zu den Einzelfragen vorgetragen wurden und es ist abzuschätzen, ob diese eher Zustimmung oder Widerspruch erfahren haben. Es ist völlig legitim, wenn das Protokoll verdeutlicht, dass unterschiedliche Positionen nebeneinanderstehen.

Hier ein Beispiel für ein Ergebnisprotokoll

Georg-August-Universität Göttingen
Seminar für deutsche Philologie
WS 2022/2023
Aufbauseminar: Hartmann von Aue, *Erec*
Modul: B.Ger.02-2
Prof. Dr. Frank Reich
Protokollantin: Annika Ade

**Protokoll zur Sitzung am 11.11. 2022
(Thema: Erecs *verligen* und was daraus folgt)**

Die Sitzung hat folgende Teile: 1) Referat, 2) Diskussion, 3) gemeinsame Textlektüre, Übersetzung, Wiederholung der Kennzeichen schwacher Verben.

1. Über das ausgeteilte Thesenpapier hinaus verdeutlicht die Referatsgruppe den Kontext der Szene im Roman und erläutert den Ansatz von Bruno Quast (*Getriumiu wandelunge* (1993), vollst. Angabe siehe Thesenpapier).

2. Die Diskussion kreist um folgende Fragen:

a) Inwiefern verursacht das *verligen* von Erec und Enite Gerüchte am Hof?

Diese Frage lässt sich recht eindeutig vom Text aus beantworten: Dadurch, dass Erec und Enite den ganzen Tag im Bett verbringen und auch zu den gemeinsamen Mahlzeiten nur kurz auftauchen, verfällt das gesellschaftliche Leben am Hof. Zwei Aspekte wurden in der Diskussion betont: Damit am Hof *vröude* herrschen kann, ist zum einen die Initiative des Königs notwendig. Es ist seine Aufgabe, bestimmte gesellschaftliche Ereignisse (wie bspw. ein Turnier) auszurichten. Erec vernachlässigt diese Pflicht vollständig. Daneben ist zweitens die Präsenz des Herrschers am Hof entscheidend.

b) Wer trägt die Verantwortung für das *verligen*?

Diese Frage wird kontrovers diskutiert. Die Mehrheit des Seminars vertritt die Meinung, beide Protagonisten seien gleichermaßen ›schuldig, denn beide hätten sich ›im Konsens‹ zurückgezogen und offensichtlich in gleicher Weise Spaß an ihrem Liebesleben. Dagegen wird geäußert, dass vor allem Erec verantwortlich sei, denn er habe als Ehemann – zumindest nach mittelalterlicher Vorstellung – das Sagen in der Ehe und könne somit nach seinem Willen mit Enite verfahren. Als König hätte er im Übrigen um seine Pflichten gegenüber dem Hof wissen müssen. Eine dritte Position verweist auf den Text: Danach seien zumindest die Höflinge der Meinung, dass Enite die Verantwortung für Erecs Versäumnisse trage, denn erst nach ihrem Auftauchen am Hof hätten sich die Dinge nachteilig entwickelt (vgl. V. 2996–2998).

3. Die Verse 3013–3105 werden gemeinsam übersetzt. Wiederholt werden die Kennzeichen der schwachen Verben. Das Phänomen des sog. ›Rückumlauts‹ wird am Beispiel von *hoeren – hörte* (V. 3043) erläutert (vgl. zum sog. ›Rückumlaut‹: Paul/Wiehl/Grosse, Mhd. Grammatik § 262).

3. Die Hausarbeit

3.1 Aufbau und Aufgabe

Im Aufbau einer Hausarbeit kehren die Bestandteile des Thesenpapiers wieder. Der erste Teil des Thesenpapiers bildet das Deckblatt, die Gliederung entspricht dem Inhaltsverzeichnis, den letzten Teil bildet das Literaturverzeichnis. Inhaltlich beginnt die Hausarbeit allerdings genau dort, wo das Referat endet. Die Hausarbeit präsentiert den Weg und das Ergebnis einer bereits zurückliegenden Auseinandersetzung, die der Verfasser mit seinem Untersuchungsgegenstand und mit der Forschung geführt hat. Das führt in der Regel zu einer Dreigliederung des Textes: in Einleitung, Hauptteil und Schluss.

Die Einleitung informiert über die Fragestellung und den Forschungsstand, auf dessen Grundlage die folgende Diskussion geführt wird. Dabei sollte man Wiederholungen vermeiden. Weil schon auf dem Deckblatt der Arbeit ihr Titel angegeben ist – z.B. »Der Erzähler im IX. Buch des »Parzival« – und als nächstes das Inhaltsverzeichnis über die Gliederung der Arbeit informiert, ist es nicht sinnvoll, die Einleitung mit den Worten zu beginnen »Diese Arbeit beschäftigt sich mit dem IX. Buch des »Parzival« und dann die Arbeitsschritte noch einmal zu benennen. Vielmehr sollte man eine Frage entwickeln, diese in die Forschung einbetten und anschließend die gewählte Lösungsstrategie angeben, aus der sich die im Inhaltsverzeichnis und den Kapitelüberschriften schon ablesbaren Arbeitsschritte ergeben. Textbearbeitungsprogramme wie MS Word bieten hier die Möglichkeit automatische Inhaltsverzeichnisse zu generieren. Dazu sollten die Überschriften mithilfe der Formatvorlagen erstellt werden, um anschließend über den Reiter »Referenzen« die Funktion »Inhaltsverzeichnis« aufzurufen. Es empfiehlt sich schließlich, das Gesagte in einem letzten Abschnitt zusammenzufassen und eventuell weitere Fragestellungen anzuzeigen.

Das Deckblatt und die Gliederung einer Hausarbeit sähen demnach so aus:

Georg-August-Universität Göttingen
Seminar für deutsche Philologie
WS 2022/2023
Vertiefungsseminar: Sangspruchdichtung
Modul: B.Ger.03-2a
Prof. Dr. Frank Reich

Die Sangspruchdichtung Friedrichs von Sonnenburg

Annika Ade
5. Semester
Annastr. 105
37073 Göttingen
name@stud.uni-goettingen.de

Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Einleitung: Die politische Sangspruchdichtung Friedrichs von Sonnenburg	1
1.1 Zum Begriff des ›Politischen‹	1
1.1.1 Spielregeln der Politik im Mittelalter	2
1.1.2 Perspektiven der Forschung	3
1.1.3 Begründung der Vorgehensweise	4
2. Hauptteil	5
2.1 Die Ebene der allgemeinen politischen Aussage	5
2.1.1 Die politische Dimension der Sprüche auf Rudolf von Habsburg	7
2.1.2 Verlässlichkeit als Norm für herrscherliches Handeln	9
2.1.3 Die panegyrischen Sprüche	11
2.2 Die Belange der Fahrenden als Thema der Sangspruchdichtung	12
2.2.1 Zum Problem der Nähe von biographischem und lyrischem Ich	12
2.2.2 Die göttliche Ebene der Kunst	13
2.2.3 Probleme der Fahrendenexistenz	14
a) Das <i>guot umb êre</i> -Prinzip	14
b) Künstlerisches Selbstverständnis: Der Sänger als Urteilsinstanz	15
c) <i>gast</i> und <i>wirt</i> : Die Sänger-Gönner-Beziehung	16
3. Schluss	17
3.1 Das Verhältnis von künstlerischer Aussage und politischem Handeln	17
3.2 Funktionalisierung der Dichtung – Grenzen der Dichtung?	19
Literaturverzeichnis	20

3.2 Anspruch einer Hausarbeit

Da die Hausarbeit über das Referat hinausgeht, ist ihr Ziel nicht schon die Präsentation von bekannten Wissensgebieten. An eine Hausarbeit wird der Anspruch von wissenschaftlicher Eigenständigkeit gestellt, d. h. sie muss sich bemühen, bestehende Forschungspositionen zu untermauern, zu kritisieren, weiterzuentwickeln oder gar abzulösen. Damit bemisst sich die verlangte Eigenständigkeit nicht daran, ob man zu neuen Ergebnissen gelangt, sondern daran, ob im Umgang mit der bisherigen Forschung genügende Souveränität gezeigt wird. Diese ist nicht gegeben, wenn man über die Wiedergabe bekannter Forschungspositionen nicht hinauskommt. (Dies gilt natürlich nicht für die Gattung des Forschungsberichts: Forschungsberichte sind eigenständige wissenschaftliche Leistungen, insofern sie die Ansätze und Ergebnisse zu einem Forschungsgebiet systematisch sichten und zusammenfassen.) Wird darüber hinaus eine übernommene Position nicht gekennzeichnet, werden insbesondere wörtliche Übernahmen von fremden Ergebnissen oder Einschätzungen nicht markiert, droht einer Arbeit der Vorwurf des Plagiats. Plagiate – also Versuche, fremde Arbeitsergebnisse oder gar ganze Arbeiten als eigene auszugeben – sind sozusagen intellektuelle Straftaten und werden in der Wissenschaft entsprechend geahndet. Sich aus Sorglosigkeit einen solchen Vorwurf einzuhandeln, kann man sich leicht ersparen, wenn man auf die richtige Zitierweise achtet.

3.3 Zitate und Fußnoten

Wer sich im Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeit auf die Worte anderer Personen beziehen will, muss zunächst einmal angeben, was gesagt wurde, dann aber auch verzeichnen, wer es wo und wann gesagt hat. Das erste Kriterium führt auf das Zitat, die übrigen auf Fußnoten und Literaturangaben.

3.3.1 Zitate – was gesagt wurde

Man unterscheidet bei den Zitaten zwischen direkten und indirekten Zitaten. Direkte Zitate geben Aussagen wörtlich wieder, indirekte Zitate geben nur den Inhalt einer Aussage wieder. Ein Beispiel für ein **direktes Zitat** wäre:

[...] Mit der gewählten Bildlichkeit wird auf den Charakter des Kampfes sowie auf sein Thema verwiesen. Der Eber gilt in der Dichtung des Mittelalters als das wilde und gefährliche Tier schlechthin, er »kommt in Träumen meist in einer Kampfsituation vor und weist damit auf einen Gegner, der [...] Sieger oder auch Unterlegener sein kann, jeweils nach Art des Traumgeschehens.«¹ Es wird also auf eine literarisch ausgeprägte Bildlichkeit zurückgegriffen, [...]

¹ Klaus Speckenbach: Der Eber in der deutschen Literatur des Mittelalters. In: Verbum et signum. Erster Band. Beiträge zur mediävistischen Bedeutungsforschung. Festschrift für Friedrich Ohly. Hrsg. von Hans Fromm, Wolfgang Harms, Uwe Ruberg. München 1975, S. 425–476, hier S. 468.

Direkte Zitate dürfen gekürzt, aber nicht durch Kürzung entstellt oder verzerrt werden. Als wörtliche Rede eines Anderen werden sie in doppelte Anführungszeichen („ „/ » «) gesetzt, Auslassungen müssen durch Auslassungszeichen ([...]) markiert werden. Die Schreibung im Zitat darf ebenfalls nicht verändert werden. Wer also z.B. die neuen Rechtschreibregeln befolgt, darf in Zitaten mit alter Rechtschreibung dennoch nichts ändern. Am Ende eines direkten Zitates muss nachgewiesen werden, woher dieses Zitat stammt. Dies ist auf zwei Arten möglich, durch Fußnoten oder – im Sonderfall des Textzitates (siehe unten) – durch direkte Angaben der Seiten- oder Verszahl.

Für indirekte Zitate entfallen die doppelten Anführungszeichen, sie werden nur am Satzende mit der Fußnotenziffer gekennzeichnet. Ein Beispiel für ein **indirektes Zitat** wäre:

[...] Zu diesem Zweck werden syntaktische Aktanten auf ihren semantischen Status reduziert und alle einem Aktanten attribuierten Funktionen gebündelt, um die Gesamtheit der Aktanten darzustellen.² [...]

² Vgl. Algirdas Julien Greimas: Strukturele Semantik. Methodologische Untersuchungen. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Jens Ihwe. Braunschweig 1971 (Wissenschaftstheorie, Wissenschaft und Philosophie 4), S. 158

3.3.2 Fußnoten

Da es zwei Arten von Zitaten gibt, gibt es auch zwei Arten von Fußnotenanfängen. Fußnoten zu direkten Zitaten beginnen direkt, in Fußnoten zu indirekten Zitaten verweist

man auf die Stellen, die man zum Vergleich heranziehen muss, um den zitierten Gedanken zu finden. Man schreibt entsprechend ›vgl.‹ (= ›vergleiche‹, zu den Abkürzungen siehe unten). Das Ziel der Angaben ist es, die zitierte Textstelle präzise auffindbar zu machen. Daher enden die Angaben mit der genauen Seiten- oder Verszahl.

Es empfiehlt sich, die benutzte Literatur bei ihrer ersten Nennung in den Fußnoten vollständig zu zitieren, also zunächst eine komplette Literaturangabe zu liefern. Ein Beispiel für eine Fußnote zu einem indirekten Zitat wäre:

¹ Vgl. Horst Wenzel: Hören und Sehen. Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter. München 1995, S. 22.

Da es aber bei mehrfachen Zitaten aus ein und demselben Text sinnlos wäre, immer wieder die gleiche ausführliche Literaturangabe in die Fußnote zu setzen, kürzt man danach ab. Siehe dazu folgendes Muster:

³ Zuname (wie Anm. X), S. XX.

Zum Beispiel:

³ Wenzel (wie Anm. 1), S. 23.

Dies ist eine Möglichkeit, einen bereits zitierten Titel in Kurzform wiederzugeben. Diese Möglichkeit wird dann verwendet, wenn die Bezugsangabe **nicht unmittelbar** vorangeht. Die Abkürzung ›ebd.‹ (=›ebenda‹) steht immer dann, wenn **unmittelbar zuvor** schon aus demselben Text zitiert worden ist. D. h. noch einmal im Überblick:

²³ Horst Wenzel: Hören und Sehen. Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter. München 1995, S. 22. [Beispiel für direktes Zitat]

²⁴ Vgl. Köbele, Susanne: *iemer niuwe*. Wiederholung in Gottfrieds »Tristan«. In: Der »Tristan« Gottfrieds von Straßburg. Symposion Santiago de Compostela, 5. bis 8. April 2000. Hrsg. von Christoph Huber und Victor Millet. Tübingen 2002, S. 97–115, hier S. 99 [Beispiel für indirektes Zitat]

²⁵ Vgl. ebd., S. 101. [Beispiel für unmittelbare Wiederholung]

²⁶ Wenzel (wie Anm. 23), S. 8. [Beispiel für direktes Zitat mit Rückbezug]

Noch einfacher ist der Nachweis bei Zitaten aus Primärtexten. Wer immer wieder aus einem Text wie etwa dem ›Parzival‹ zitiert, weil er an ihm arbeitet, käme nach dem bisher Gesagten leicht zu übertriebenen Fußnotenkolonnen. Stattdessen gibt man nur bei dem

ersten Zitat aus dem Primärtext diesen mit seiner Ausgabe ausführlich an, alle folgenden Zitate können direkt im laufenden Text nachgewiesen werden:

Dass sich der Charakter der anschließenden Aventure-Handlung verändern muss, weil Gawein kein Protagonist im Sinne der früheren Romane ist, zeigt signalartig die viel beachtete Anspielung auf Parzival, mit der die erste Aktion Gaweins eingeleitet wird. Gawein erscheint zu Kampfbeginn:

*sam ein engels bilde,
und het in uf dem gevilde
mîn herre Parzivâl gesehen,
er hæte sîn vür got gegeben,
des gestêt mir her Wolfram (6376–80).*

Dem geübten Leser erleichtert außerdem eine Reihe von gängigen Abkürzungen den Überblick. Dem ungeübten Verfasser von Hausarbeiten sind eben diese Abkürzungen zunächst ein Ärgernis. Sie dienen aber dazu, den Umfang von Fußnoten weiter zu begrenzen. Dies geschieht vor allem durch folgende **gebräuchliche Kürzel**:

Hrsg.	= Herausgeber
hrsg. von	= herausgegeben von
S.	= Seite
Sp.	= Spalte
V.	= Vers
vgl.	= vergleiche
f. / ff.	= folgende / mehrere folgende Seiten
u. a.	= und andere (Verlagsorte, Herausgeber)
Ders./Dies.	= Derselbe/Dieselbe
ebd.	= ebenda
Art.	= Artikel
Aufl.	= Auflage

Alle Fußnoten unterliegen den Rechtschreibregeln, daher beginnen sie mit einem Großbuchstaben und enden mit einem Punkt.

3.4 Literaturverzeichnis – Wer, Wo und Wann

Um den Lesenden einen schnellen und vollständigen Überblick über die zitierte Literatur zu verschaffen, trennt man im Literaturverzeichnis zunächst zwischen den verwendeten literarischen Texten (Primärliteratur) und der Forschungsliteratur. Bei der Forschungsliteratur sollte man **nur solche Titel angeben, die auch zitiert worden sind**.

Ebenso unsinnig wie künstlich aufgeblähte Fußnoten sind Literaturverzeichnisse mit Angaben, die im Laufe einer Arbeit erkennbar nicht benutzt worden sind.

Literaturangaben müssen vollständig sein, sonst sind sie fehlerhaft. Wer überprüfen will, ob eine Literaturangabe vollständig ist, kann dies zunächst mit einer einfachen Frage überprüfen: Lässt sich mit Hilfe der gemachten Angabe der besagte Titel in einer Bibliothek auf Anhieb finden?

Man unterscheidet zwischen **selbstständigen** und **unselbstständigen** Publikationen. Selbstständige Publikationen sind solche Werke, die zwischen zwei Buchdeckeln einen eigenen Platz in der Bibliothek finden. Unselbstständige Publikationen sind etwa Aufsätze, die in Sammelwerken, Zeitschriften oder Festschriften abgedruckt werden.

3.4.1 Selbstständige Publikationen

Das Schema von selbstständigen Publikationen (Monographien) besteht aus:

Vorname Name der Verfasser*in: Titel. Ggf. Untertitel. Verlagsort Jahr (Ggf. Reihe Nr.).

Zum Beispiel so:

Christoph Cormeau: ›Wigalois‹ und ›Diu Crône‹. Zwei Kapitel zur Gattungsgeschichte des nachklassischen Aventiureromans. Zürich, München 1977 (MTU 57).

Reihen, wie in dem vorstehenden Beispiel die MTU, werden zwar in der Regel von Herausgebern betreut, die das Programm der Reihe und die Qualität der einzelnen Monographien überwachen, dennoch gibt man die Herausgeber von Reihen nicht an. Es gibt auch Reihen im Rahmen von Verlagsprogrammen, die keine eigenen Herausgeber haben.

Reihen (immer ohne Herausgeber angeben)

MTU	=	Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters
TTG	=	Texte und Textgeschichte
MMS	=	Münstersche Mittelalter-Schriften
PL	=	Patrologia Latina

ATB	=	Altdeutsche Textbibliothek
GAG	=	Göppinger Arbeiten zur Germanistik
Mikrokosmos	=	Mikrokosmos. Beiträge zur Literaturwissenschaft und Bedeutungsforschung
LTG	=	Literatur – Theorie – Geschichte
Trends in Medieval Philology		
Bibliotheca Germanica		

Verlagsreihen:

stw	Suhrkamp - Taschenbuch Wissenschaft
SM	Sammlung Metzler
Europ. Hochschulschriften	Peter Lang - Verlag
RUB	Reclams Universalbibliothek

Dissertationen

Dissertationen im Bereich der Philologie werden in der Regel mit dem Zusatz ›Phil. Diss.‹ versehen. Dies gilt besonders für ältere Dissertationen, die diese Bezeichnung auf dem Deckblatt führen. Maschinenschriftlich vervielfältigte Dissertationen, die also nur als Typoskripte vorliegen, tragen den Zusatz ›Diss. masch.‹ (= Dissertation, maschinenschriftlich).

Zum Beispiel:

Ernst Herwig Ahrendt: Der Riese in der mittelhochdeutschen Epik. Diss. Rostock 1923.

Festschriften

Sie sind eine besondere Spielart der wissenschaftlichen Sammelpublikation, die dazu dient, einen verdienten wissenschaftlichen Jubilar zu ehren. Daher werden der Zusatz ›Festschrift‹ sowie Name des Geehrten und Anlass der Ehrung im Titel hinzugesetzt. Ferner muss der Herausgeber der Festschrift angegeben werden. Ein Herausgeber ist derjenige, der die einzelnen Beiträge der Sammelpublikation abschließend betreut und formal verantwortet. Bei Angaben zu den Herausgebern gilt die Regel: Bei bis zu drei Herausgebern werden alle Namen angegeben, ansonsten schreibt man ›hrsg. von Vorname Nachname u. a.«. Die gleiche Regel gilt für Verlagsorte. Ein Beispiel für eine Festschrift wäre:

Verbum et signum. Erster Band. Beiträge zur mediävistischen Bedeutungsforschung. Festschrift für Friedrich Ohly. Hrsg. von Hans Fromm, Wolfgang Harms, Uwe Ruberg. München 1975.

3.4.2 Unselbstständige Publikationen

Die Beiträge im Rahmen von Festschriften sind für sich gesehen unselbstständige Publikationen. Während man alle selbstständigen Publikationen nach Verfasser oder Herausgeber in einer Bibliothek auffinden kann, ist dies für unselbstständige Publikationen nicht möglich. Daher benötigt man zum Namen des Verfassers und zu dem Titel der Publikation die Angabe über das Publikationsorgan, und weiter hier wiederum – ganz wichtig – die genaue Angabe der Seitenzahl. Ohne Seitenzahl ist die Angabe also unvollständig, weil sich ohne sie der entsprechende Beitrag nicht auf Anhieb finden lässt. Das Schema einer unselbstständigen Publikation lautet also:

Vorname Name: Titel. Ggf. Untertitel. In: Publikationsorgan, S. X–Y.

Zum Beispiel:

Köbele, Susanne: *iemer niuwe*. Wiederholung in Gottfrieds »Tristan«. In: Der »Tristan« Gottfrieds von Straßburg. Symposium Santiago de Compostela, 5. bis 8. April 2000. Hrsg. von Christoph Huber und Victor Millet. Tübingen 2002, S. 97–115.

Wie die Verzeichnung eines Beitrags in einer Festschrift aussieht, ergibt sich aus dem oben Gesagten. Für Aufsätze in Zeitschriften gilt, was zuvor über Reihen gesagt worden ist: Zeitschriften werden unter den gängigen Abkürzungen zitiert, die Herausgeber von Zeitschriften werden nicht angegeben. Hinzu kommt aber, zu der Bandzählung, die Angabe des jeweiligen Jahrgangs. Das Schema für einen Zeitschriftenaufsatz lautet also

Vorname Name: Titel. Ggf. Untertitel. In: Kürzel der Zeitschrift Nr. (Jahr), S. X–Y.

Zum Beispiel:

Michael Dallapiazza: Hässlichkeit und Individualität. Ansätze zur Überwindung der Idealität des Schönen in Wolframs von Eschenbach *Parzival*. In: DVjs 59 (1985), S. 400–421.

Die wichtigsten Zeitschriften und ihre Abkürzungen:

- ZfdA = Zeitschrift für deutsches Altertum. Bd.1ff (1846ff.). Seit 1876 mit der Beilage: Anzeiger für deutsches Altertum [AfdA].
- Beiträge = Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. [auch: PBB wegen der Begründer Hermann Paul und Wilhelm Braune.] 1ff. (1847ff.). Für die Jahre 1955–1979 gibt es in Ost- und Westdeutschland jeweils eine eigene Zeitschrift dieses Namens. Zur Unterscheidung daher jeweils der Zusatz ›(Halle)‹ oder ›(Tüb.)‹ = Tübingen.
- ZfdPh = Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd.1ff. (1869ff.).
- DVjs = Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. 1ff. (1923ff.).
- GRM = Germanisch-Romanische Monatsschrift. 1ff. (1909ff.).
- ABäG = Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik. 1ff. (1972ff.) Euph. = Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte. 1ff. (1894ff.). DU = Der Deutschunterricht. 1ff. (1947ff.).
- IASL = Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. 1ff. (1976ff.).
- LiLi = Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. 1ff. (1971ff.)

Lexika/Lexikonartikel

Artikel in Lexika sind unselbstständige wissenschaftliche Beiträge und werden als solche zitiert. Dabei kann bei bekannten Lexika ein Schema verwendet werden, dass dem für den Zeitschriftenaufsatz ähnlich ist. Nur ist darauf zu achten, ob das jeweilige Werk Seitenangaben oder Spaltenangaben erfordert.

Beispiel:

Walter Haug: Art. ›Brandans Meerfahrt‹. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Hrsg. von Kurt Ruh u. a. Bd. 1. 2. Aufl. Berlin, New York 1978, Sp. 985–991.

Oder abgekürzt:

Walter Haug: Art. ›Brandans Meerfahrt‹. In: ²VL 1 (1978), Sp. 985–991.

Wichtige Lexika und Nachschlagewerke und ihre Abkürzungen:

- EM = Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Begründet von Kurt Ranke. Hrsg. von Rolf Wilhelm Brednich u. a. 15 Bde. Berlin, New York 1977–2015.
- RDL = Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Hrsg. von Paul Merker und Wolfgang Stammer. 2. Aufl., neu bearb. von Werner Kohlschmidt u. a. 4 Bde. Berlin 1955–1984.
- RLW = Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hrsg. von Klaus Weimar u. a. 3 Bde. New York 1997–2003.
- ²VL = Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Hrsg. von Kurt Ruh u. a. 2. Aufl. 14 Bde. Berlin, New York 1978–2008.
- HWPh = Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter, Karlfried Gründer und Gottfried Gabriel. 13 Bde. Basel 1971–2007.
- HWRh = Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hrsg. von Gert Ueding, mitbegründet von Walter Jens. 12 Bde. Tübingen 1992–2015.
- ²HRG = Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Begründet von Wolfgang Stammer, Adalbert Erler und Ekkehard Kaufmann. 2., völlig überarbeitete und erweiterte Aufl. Hrsg. von Albrecht Cordes u. a. Bd. 1ff. Berlin 2008ff.
- TRE = Theologische Realenzyklopädie. In Gemeinschaft mit Horst Robert Balz (u. a.) hrsg. von Gerhard Krause und Gerhard Müller. Bd. 1ff. Berlin, New York 1977ff.
- LThK = Lexikon für Theologie und Kirche (Begründet von Michael Buchberger. 2. Aufl. Hrsg. von Josef Höfner und Karl Rahner. 11 Bde. Freiburg 1957–1967.
- LCI = Lexikon der christlichen Ikonographie. Hrsg. von Engelbrecht Kirschbaum in Zusammenarbeit mit Günter Bandmann. 8 Bde. Rom u. a. 1968–1990.
- LexMa = Lexikon des Mittelalters. Hrsg. von Robert Auty u. a. 10 Bde. München, Zürich 1977–1999.
- BmE = Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung. Hrsg. von Anja Becker und Albrecht Hausmann. Bd. 1ff. 2018ff. (online).

3.4.3 Digitale Literaturbearbeitung

Literaturverwaltungsprogramme – wie Citavi, Zotero oder Endnote – können wertvolle Hilfsmittel sein. Die Nutzung der Programme ist jedoch kein Ersatz für die sichere Beherrschung eines Zitierverfahrens. In der Regel ist die Anwendung solcher

Literaturverwaltungsprogramme nämlich erst dann empfehlenswert, wenn das Zitieren und Bibliografieren bereits sicher beherrscht wird, weil die Ergebnisse der digitalen Literaturverwaltung sonst nicht auf Fehler überprüft werden können. Dann aber können diese Programme gerade bei größeren Hausarbeiten am Ende des Studiums eine erhebliche Zeitersparnis bedeuten.

Die SUB-Göttingen bietet die Möglichkeit Zitierstile, wie den hier vorgeschlagenen, herunterzuladen und mithilfe des Programms automatisch nutzen zu können:

<https://www.sub.uni-goettingen.de/geisteswissenschaften-und-theologie/germanistik/arbeiten-schreiben/citavi-benutzen/>

Hinweise zum Arbeiten mit den Programmen sowie Kurse, Zitierstile und Campuslizenzen können über den folgenden Link gefunden werden:

<https://www.sub.uni-goettingen.de/lernen-lehren/wissenschaftlich-arbeiten-tools-und-techniken/literatur-verwalten/>

Weitere nützliche Hinweise zum wissenschaftlichen Arbeiten am Seminar für Deutsche Philologie sind auf YouTube zu finden. Die Videos richten sich an Göttinger Studierende und können den Einstieg in Literaturrecherche und das Arbeiten an mediävistischen Texten erleichtern.

<https://www.youtube.com/watch?v=y93-W5C3NNg&list=PLgoiCMgV-zreLr-kqpqxRZlBscP-O9eRn>

Das Muster für ein vollständiges Literaturverzeichnis, ob digital oder klassisch analog erstellt, könnte dann so aussehen:

Literaturverzeichnis

Textausgaben

Ulrich von Zatzikhoven: Lanzelet. Hrsg. von K. A. Hahn. Mit einem Nachwort und einer Bibliographie von Frederick Norman. Berlin 1965 (Photomechanischer Nachdruck der Ausgabe Frankfurt a. M. 1845).

Ulrich von Zatzikhoven: Lanzelet. Texte présenté, traduit et annoté par René Perennec. Grenoble 2004 (Moyen Âge européen).

Ulrich von Zatzikhoven: Lanzelet. Text – Übersetzung – Kommentar. Studienausgabe. Hrsg. von Florian Kragl. 2., revidierte Aufl. Berlin, Boston 2006.

Forschungsliteratur

Bächtold, Jakob: Der Lanzelet Ulrichs von Zatzikhoven. Diss. Frauenfeld 1870.

Borck, Karl Heinz: Lanzelets *adel*. In: Festschrift für Siegfried Grosse zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Werner Besch u. a. Göttingen 1983 (GAG 423), S. 30–41.

Bumke, Joachim: Geschichte der deutschen Literatur im hohen Mittelalter. 4. Aufl. München 2000.

Combridge, Rosemary: Der ›Lanzelet‹ Ulrichs von Zatzikhoven im Kreuzfeuer der Editionsprinzipien. In: Methoden und Probleme der Edition mittelalterlicher deutscher Texte. Bamberger Fachtagung, 26.–29. Juni 1991. Hrsg. von Rolf Bergmann u. Kurt Gärtner. Tübingen 1993 (Beihefte zu *editio* 4), S. 40–49.

Cordes, Teresa: Die Redeszenen in Chrétien's ›Chevalier de la Charrete‹, in Ulrichs ›Lanzelet‹ und im ›Prosalancelot‹: Eine narratologische und sprachpragmatische Untersuchung, Berlin, Boston 2016, <https://doi.org/10.1515/9783110492019>.

Cormeau, Christoph: Zur Rekonstruktion der Leserdisposition am Beispiel des deutschen Artusromans. In: *Poetica* 8 (1976), S. 120–133.

Dimpel, Friedrich Michael: Freiräume des Anderserzählens im ›Lanzelet‹. Heidelberg 2013 (Euphorion. Beihefte 73).

Neugart, Isolde: Art. ›Ulrich von Zatzikhoven‹. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Hrsg. von Kurt Ruh u. a. Bd. 10. 2. Aufl. Berlin, New York (1999), Sp. 61–68.

3.5 Abschließende Hinweise zum Umfang und Abgabefristen

Die Qualität einer wissenschaftlichen Arbeit bemisst sich nicht unbedingt an ihrem Umfang. D. h. für Vertiefungsseminararbeiten ist bei einer 12-Punkt-Schrift, einem Zeilenabstand von 1,5 Zeilen und einem Seitenrand von jeweils 3 Zentimetern ein Umfang von 15–20 Seiten angemessen. Wer diese Angaben deutlich unter- oder überschreitet, sollte sich sicherheitshalber selbst prüfen, warum dies der Fall ist.

Abgabefristen: Hausarbeiten sind am Ende des Wintersemesters grundsätzlich bis zum 31. März abzugeben. Für das Sommersemester sind die Hausarbeiten grundsätzlich zum 30. September abzugeben (vgl. ggf. Modulordnungen). Später abgegebene Arbeiten bedürfen der Verlängerung. Dazu ist eine persönliche Rücksprache mit der Dozentin/dem Dozenten erforderlich.